

Stephan Stockmar

»Rückwendung in sein eigen Ich / Hauptsächlich Fortschritt ...«

Die Entstehung der Metamorphose-Idee aus Goethes Lebensgang – Teil I

Entwicklung, so zeigt das Leben, ist nicht einfach ein kontinuierlich voranschreitendes, auf ein festes Ziel gerichtetes Geschehen. Sie ist immer mit Einschnitten und Brüchen, aber auch mit Neues erschließenden Konzentrationspunkten verbunden. Die eigene Identität wird im Hin- und Herpendeln zwischen selbstvergessener Weltzugewandtheit und Selbstfindung durch Eigenraumbildung erfahren. Auch das Erkennen zwischen Erfahrung und Begriff verwebt sich mit diesen Prozessen. Goethes Leben und Werk zeigt in eindrucklicher Art und Weise, wie die elementare Erfahrung eigener Entwicklung geradezu zur Voraussetzung wird, um Entwicklungsvorgänge in der Natur zu verstehen. Die Idee der Metamorphose wandelt sich ihm während der italienischen Reise von einer spekulativen Ahnung zu einer selbst vollzogenen sinnlich-übersinnlichen Wirklichkeit.

»Wir haben jahrhundertlang ausschließlich die Bewegung des Aufbruchs kultiviert und die Kultur des Ankommens vernachlässigt. Mit einer Flussmetapher gesprochen: Im Entspringen sind wir stark, im Münden hingegen ziemlich ungeschickt. Nur in seltenen Momenten gestatten wir uns Rückfälle ins Vollendungsgefühl – das reicht nicht aus, um eine Kultur der Mündung auszubilden ... Man lebt gewohnheitsmäßig in der Aufbruchsautomatik. Die wenigen bekennenden Angekommenen von heute, die seltenen Genießenden, die Leute in der Mündung des Stroms sind vielleicht Vorboten einer künftigen Zivilisation.«¹ War Goethe in diesem Sinne nur dem Fortschritt ergeben, wenn er seinen Faust zu Mephisto sagen lässt: »Werd' ich zum Augenblicke sagen: / Verweile doch! du bist so schön! / Dann magst du mich in Fesseln schlagen, / Dann will ich gern zugrunde gehen!«² Fehlte auch Goethe schon eine Kultur des Ankommens? In dem im goetheschen Geist der Zeit um 1781/83 von Tobler verfassten hymnischen Fragment »Die Natur« heißt es:

Sie [die Natur] schafft ewig neue Gestalten; was da ist war noch nie, was war kommt nicht wieder – Alles ist neu und doch immer das Alte. [...] Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und

**Natur: ein ewiges
Werden – und doch
rückt sie nicht weiter**

1 Peter Sloterdijk: *Die Atemlosigkeit der Moderne*. Interview von M. Walid Nakschbandi in Cicero 10/2005.

2 Faust I, Studierzimmer, Vers 1699-1702.

3 Hamburger Ausgabe (HA) 13, 45f. Siehe auch Rudolf Steiner: *Zu dem »Fragment« über die Natur*, in: *Schriften der Goethe-Ges.* 7 (1892), S. 393ff; Wiederabdruck in GA 30, S. 320-327.

4 Goethe an den Kanzler v. Müller am 24. Mai 1828; HA 13, S. 48f.

5 1784 entstand die Abhandlung »Versuch aus der vergleichenden Knochenlehre daß der Zwischenknochen der obern Kinnlade dem Menschen mit den übrigen Tieren gemein sei«.

zerstört immer und ihre Werkstatt ist unzugänglich. [...]

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff und ihren Fluch hat sie ans Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar. [...] Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, trüg und schwer und schüttelt ihn immer wieder auf.³

Die Natur reißt den Menschen in ein ewiges Wechselbad und scheint im Ergebnis aber auf der Stelle zu treten: »Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen – unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in ihren Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen« – heißt es gleich eingangs. Wirklicher Fortschritt, die Entwicklung von etwas Neuem, das das Ganze verändert, scheint es hier ebenso wenig zu geben wie ein Ankommen an ein Ziel – Einmündung in einen ewigen Zustand des Glücks.

Auch wenn dieses Fragment nicht direkt aus Goethes Hand stammt, so hat er die hier zum Ausdruck gebrachte Anschauung doch auch noch im Alter als für ihn in den Jahren um 1780 zutreffend bezeugt.⁴ Im Rückblick auf seine eigene Erkenntnisentwicklung nennt er »die Stufe damaliger Einsicht einen Komparativ«, dem der »Superlativ«, »der Begriff von *Polarität* und von *Steigerung*« – also das Entwicklungsprinzip – noch fehle. Entsprechend sei er damals »hauptsächlich mit vergleichender Anatomie beschäftigt« gewesen,⁵ während es ihm erst 1787 in Sizilien glückte, »die Metamorphose der Pflanzen, so im Anschauen wie im Begriff, zu gewinnen«.

Diesen Weg von der »Neigung zu einer Art Pantheismus« (ebenda) – einer Naturanschauung, die sich im bloßen Spiel der Gewalten zu verlieren droht, da ihr ein inneres Zentrum fehlt – hin zur Anschauung und Idee von Entwicklung im Sinne von Metamorphose, die Fortschreiten und Ankommen in ein rhythmisch sich steigerndes Verhältnis zueinander bringt, will ich im Folgenden nachzuzeichnen versuchen.

»Auf diesem Punkt bin ich in meiner botanischen Philosophie steckengeblieben«

Anfang der achtziger Jahre des 18. Jahrhunderts arbeitet Herder an seinen »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« und steht darüber in einem intensiven Austausch mit Goethe. Davon zeugt z.B. ein Brief Charlotte von Steins an Knebel:

Herders neue Schrift macht wahrscheinlich, daß wir erst Pflanzen und Tiere waren. Was nun die Natur weiter aus uns stampfen wird, wird uns wohl unbekannt bleiben. Goethe grübelt jetzt gar denkerich in diesen Dingen, und jedes, was erst durch seine Vorstellung gegangen ist, wird äußerst interessant.⁶

Pflanzen und Tiere als andere – frühere – Erscheinungsformen des Menschen – ein für die damalige Zeit, 75 Jahre vor Erscheinen von Darwins Werk »Origin of Species / Die Entstehung der Arten« (1859) noch ganz ungewöhnlicher Gedankengang. Er zeigt in radikaler Direktheit die neu entstehende Offenheit für Entwicklungsfragen, in der Naturgeschichte und Menschen-geschichte miteinander verknüpft werden, ja Naturgeschichte als Teil der Menschengeschichte aufgefasst wird, wenn auch zunächst rein spekulativ. (Im Fragment klingt das noch eher umgekehrt: Menschengeschichte als Teil der Naturgeschichte, wobei mit »Natur« noch etwas Göttlich-Wesenhaftes gemeint ist.) Konkrete Gestalt, aber noch in komparativer Manier, gewinnt diese Verknüpfung durch Goethes Abhandlung über den Zwischenkieferknochen von 1784.

Seit der Herzog Carl August von Sachsen-Weimar ihm 1776 den Garten am Stern geschenkt hat, den er in den kommenden Jahren umgestaltet und erweitert, beschäftigt sich Goethe immer wieder mit der Pflanzenwelt, auch durch intensive, oft bis ins kleinste Detail reichende⁷ Beobachtungen, über die er sich Notizen anfertigt und immer wieder an verschiedene Personen berichtet. Insbesondere interessiert ihn das Werden eines Organismus, die Entwicklung der Pflanze aus dem Samenkorn. So entsteht – vermutlich in der Epoche vor Goethes Abreise nach Italien⁸ – auch der Entwurf zu einer kleinen Abhandlung, der sich im Nachlass findet und von den Kotyledonen (Keimblättern) handelt. In ihr hat Goethe Elemente seiner späteren Metamorphosenlehre durchaus schon vorgedacht. Im Hinblick auf die Unterscheidung von unteren (eigentlichen) Kotyledonen und oberen Kotyledonen (= Primärblättern) bemerkt er, »daß bei verschiedenen Pflanzen, Haupt- und wesentliche Teile fehlen oder vielmehr zu fehlen scheinen, sich unserm Auge entziehen oder in so abweichenden Gestalten gegenwärtig sind daß wir sie schwer zu erkennen im Stande sind ... der genaueste Zusammenhang und die wunderbarsten Übergänge eines Teils in den andern liegen uns in dem ganzen Pflanzenreiche vor Augen.«⁹ Die Nähe der noch einfach gestalteten Primärblätter (die unmittelbar auf die Keimblätter folgen) zu den charakteris-

6 1.4.1784. Zitat und Näheres zu Goethes Denken über die Abstammungsfrage bei Wolfgang Schad: *Zeitgestalten der Natur. Goethe und die Evolutionsbiologie*, in: Peter Matussek (Hrsg.): *Goethe und die Verzeitlichung der Natur*, München 1998, S. 345-382, bzw. in etwas abgeänderter Form unter dem Titel *Das Denken in Entwicklung* in DIE DREI 3/ 1996, S. 188-201; 5/1996, S. 433-453; 6/1996, S. 544-557. Siehe auch Frank Teichmann: *Die Entstehung des Entwicklungsgedankens in der Goethezeit*, in: Wolfgang H. Arnold (Hg.): *Entwicklung. Interdisziplinäre Aspekte zur Evolutionsbiologie*, Stuttgart 1989.

7 »Schicke mir doch das Mikroskop ...«; an Charlotte von Stein 1.4.1785; Die Schriften zur Naturwissenschaft Leopoldina-Ausgabe (LA) 9.A, S. 316.

8 Dorothea Kuhn in: Frankfurter Ausgabe (Deutscher Klassiker Verlag; FA) 24, S. 907.

9 FA 24, S. 64.

tischen Laubblättern einer Pflanze führt er darauf zurück, dass sie sich »Licht und Luft« aneignen können und diese »in den Punkt e [Knoten, an dem diese Blätter dem Stängel entspringen] zurückführen der von da aus zuerst wirklich in die Höhe steigenden Pflanze die erste Nahrung, aus der überirdischen Region reichend.«¹⁰ Also nicht nur das »Alles ist Blatt, und durch die Einfachheit wird die größte Mannigfaltigkeit möglich«¹¹ klingt hier bereits an, sondern auch die Säftelehre und das Prinzip der Rückwendung zum Ausgangspunkt.¹²

Auf dem Wege der Durchdringung der konkreten Anschauung mit schlussfolgernden (spekulativen) Ideen kommt ihm »alles entgegen und das ungeheure Reich simplifiziert sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. ... Und es ist kein Traum keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt. ...«¹³

Dieser Schritt ergibt sich nicht von selbst; es bedarf eines innerlichen Rucks: »Im Pflanzenreiche werd ich nach und nach recht einheimisch; und da ich, so zu sagen, über eine Mauer gestiegen bin; so komme ich von neuen Seiten und auf sonderbaren Wegen zur Erkenntniß.«¹⁴

Mit seinem äußeren Auge sieht Goethe das Besondere, Konkrete, und dieses in schier unendlicher Mannigfaltigkeit. Mit seinem inneren Auge »sieht« er ein Allgemeines, die »wesentliche Form«, die »Urpflanze«,¹⁵ das allen Erscheinungen Gemeinsame. Doch dazwischen klafft noch ein Abgrund bzw. erhebt sich eine Mauer, über die er wie hin- und herspringen muss. Vermutlich hält er sich auch so im Unbestimmten, um nicht ins Spekulative abzugleiten, durch Festlegung auf einen nicht ganz stimmigen Begriff. Und wenn er doch zu einem solchen kommt, so scheint das damit Bezeichnete – ganz im Sinne des Fragments – etwas zu sein, »mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt«. Äußere und innere Anschauung kommen noch nicht voll zur Deckung, sein Erleben führt ihn noch nicht zu einer adäquaten Form. »Auf diesem Punkte bin ich in meiner botanischen Philosophie steckengeblieben«, berichtet er wenige Wochen später aus dem botanischen Garten von Padua.¹⁶

10 A.a.O., S. 66.

11 Notizen aus Italien, a.a.O. S. 84.

12 Siehe Teil II dieses Aufsatzes in der nächsten Ausgabe.

13 An Charlotte von Stein 9.7.1786; HA Briefe I, S.514.

14 An Jacobi 12.7.1786; a.a.O. S. 515.

15 Dieser Begriff ist erstmals in einem Brief aus Rom vom 8.6.1787 an Charlotte von Stein überliefert und wird von Goethe selbst nur wenige Male verwendet, in veröffentlichten Schriften erst 1817 in »Der Inhalt bevorwortet« und im zweiten Band von »Italienische Reise«, dort unter den Daten 25.3., 17.4. und 17.5.1787.

16 Italienische Reise (IR) 27.9.1786, HA 11, S. 60; s.u.

In dieser Situation bricht Goethe heimlich und fluchtartig nach Italien auf.¹⁷ Die gut zehn Jahre am herzoglichen Hof; das immer stärker Hereingezogenwerden in die Verwaltung des kleinen Fürstentums; die letztlich doch engen und beschränkten Weimarer Verhältnisse, in denen die Kontakte zu Herder, Wieland usw. Lichtblicke bedeuteten; das schwierige und unerfüllte Verhältnis zu Charlotte von Stein: All das hatte ihn innerlich in die Enge getrieben. Er fühlte sich zunehmend unverstanden, einsam und innerlich unproduktiv. Zudem galt Italien dazumal als geradezu paradiesisches Land, urtümlich, friedlich und zugleich als Ursprung aller wirklichen Kultur: » ... ein wahres Gosen«.¹⁸ Nicht zuletzt durch die Reiseberichte seines Vaters und die Kupferstich-Ansichten, die die elterliche Wohnung in Frankfurt am Main schmückten, war ihm Italien innerlich vertraut. Es war ihm zum Land seiner Sehnsucht geworden.

Und tatsächlich, kaum dass er den Alpenkamm überwunden und auf dem Weg nach Verona in Trient Station macht, fühlt er »sich doch einmal in der Welt zu Hause und nicht wie geborgt oder im Exil. Ich lasse mir's gefallen, als wenn ich hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandfahrt, von einem Walfischfang zurückkäme.«¹⁹ – Drastischer lässt sich seine innere Situation, sein Lebensgefühl kaum ausdrücken!

Der neue und zugleich erwartete Blick auf die Welt nimmt schon beim Alpenübertritt selbst seinen Anfang. Von Innsbruck heraufkommend, das bewohnte und bebaute Land nach oben hin verlassend, heißt es drei Tage zuvor auf dem Brenner:

Zu meiner Welterschaffung habe ich manches erobert, doch nichts ganz Neues und Unerwartetes. Auch habe ich viel geträumt von dem Modell, wovon ich so lange rede, woran ich so gern anschaulich machen möchte, was in meinem Innern herumzieht, und was ich nicht jedem in der Natur vor Augen stellen kann.

Nun wurde es dunkler und dunkler, das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer größer und herrlicher, endlich, da sich alles nur wie ein tiefes geheimes Bild vor mir bewegte, sah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen diese Felsenkluft erhelle, in der ich auf der Grenzscheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.²⁰

In der grandiosen Ödnis der Gipfelwelt, zumal wenn das Licht am Abend verschwindet, verliert sich das Einzelne; das Ganze, die »Massen« beginnen geheimnisvoll zu wirken. Und auf einmal leuchten die hohen Schneegipfel im Licht des Mondes auf – wie als Aussicht in eine andere Welt. So schwebt ihm innerlich

**»Ich halte die Augen
nur immer offen«**

17 Bei den folgenden Ausführungen beziehe ich mich im Wesentlichen auf die autobiografische Schrift »Italienische Reise« (IR), deren 1. Band Oktober 1816, der 2. Band (Neapel und Sizilien) Oktober 1817 und der 3. Band (Zweiter römische Aufenthalt) erst Ende 1829 erschien. Dabei handelt es sich, anders als bei »Dichtung und Wahrheit«, nach Goethes eigener Aussage in erster Linie um redigierte Briefe, Tagebücher und Notizen. Selbst wenn es hier und da Neugestaltungen gibt (die Originalpapiere sind nicht durchgehend erhalten), halte ich sie für nicht weniger authentisch, da sie Goethes Erleben der eigenen Entwicklung während der Reise, wie es sich ihm im Rückblick darstellt, wiedergibt. Die Seitenangaben beziehen sich, wenn nicht anders angegeben, auf die Hamburger Ausgabe (HA) Band 11, München 1981.

18 IR 8.9.1786, S. 18; der Ausdruck bezieht sich auf die fruchtbare Landschaft in Unterägypten, die Jacob und den Kindern Israels angewiesen wurde – am besten Ort des Landes; siehe IR Münchner Ausgabe, Kommentar zum 8.9.1786, S. 814.

19 IR 11.9.1786, S. 26.

20 IR 8.9.1786, S. 17.

das »Modell«, das Urbildliche der Natur und im Besonderen sicherlich der Pflanzenwelt vor Augen – wenn auch noch in schier unerreicher Ferne.

Zunächst ist er also noch mit den Einzelheiten beschäftigt, schlägt sich mit Linnés Terminologie herum, und beobachtet den Einfluss der Gebirgshöhe auf das Pflanzenwachstum, wie die Augen auseinander rücken, »so daß von Knoten zu Knoten ein größerer Zwischenraum stattfand und die Blätter sich lanzenförmiger bildeten.«²¹

Es ist ihm nun vor allem »um die sinnlichen Eindrücke zu tun, die kein Buch, kein Bild gibt. Die Sache ist, daß ich wieder Interesse an der Welt nehme, meinen Beobachtungsgeist versuche und prüfe, wie weit es mit meinen Wissenschaften und Kenntnissen geht, ob mein Auge licht, rein und hell ist ...«²² Etwas später – kurz bevor er das ersehnte Rom erreicht – heißt es dann: »Ich halte die Augen nur immer offen und drücke mir die Gegenstände [aus Natur und Kunst] recht ein. Urteilen möchte ich gar nicht, wenn es nur möglich wäre.«²³ Doch geht es ihm dabei nicht nur um die ihn umgebende Welt: »Ich mache diese wunderbare Reise nicht, um mich selbst zu betriegen, sondern um mich an den Gegenständen kennen zu lernen ...«²⁴

Ende September erreicht Goethe Padua und ergeht sich dort selbstverständlich im botanischen Garten. Angesichts der südlichen Fülle regt sich auch gleich wieder seine Ahnung von der Einheit in der Mannigfaltigkeit:

Hier in dieser neu mir entgegretenden Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne. Hiedurch würde es allein möglich werden, Geschlechter und Arten wahrhaft zu bestimmen, welches, wie mich dünkt, bisher sehr willkürlich geschieht. Auf diesem Punkte bin ich in meiner botanischen Philosophie stecken geblieben, und ich sehe noch nicht, wie ich mich entwirren will. Die Tiefe und Breite dieses Geschäfts scheint mir völlig gleich.²⁵

Parallel zu diesem Ringen um eine neue Anschauung der Pflanzenwelt setzt er sich nun auch mit den Originalen der alten italienischen Kunst auseinander, mit den Architekturen des Palladio und den Werken von Mantegna, Tizian, Il Guercin, Raffael usw. Und vielleicht entdeckt er zunächst an ihnen etwas derartiges, was ihm an der Natur, der Pflanzenwelt noch nicht ganz gelingt, in die Anschauung zu bringen. Hier empfindet er jedenfalls »Vollkommenheit«, »Sinn fürs Große«,²⁶ »sichere Gegenwart«, auch ein »immer höher und höher steigen«, »erleuchtet von dem

21 IR 8.9.1786, S. 19; vgl.

»Note c. Über Pflanzen, Früchte pp« vom 9.9.1786, FA 30, S. 24.

22 IR 11.9.1786, S. 25.

23 IR 27.10.1786, S. 122.

24 IR 17.9.1787, S. 45.

25 IR 27.9.1786, S. 60; vgl. Tagebuch vom 27.9.1786, FA 30, S. 81.

26 IR 2.10.1786, S. 71.

Geist ihrer Vorfahren«²⁷ – also als Ergebnis einer stufenweisen Entwicklung.

So erreicht Goethe – nach einem »langen und einsamen Weg« Ende Oktober schließlich Rom, diese »Hauptstadt der Welt«, den »Mittelpunkt ..., nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfnis hinzog.«²⁸

**In der »Hauptstadt
der Welt«**

... wohin ich gehe, finde ich eine Bekanntschaft in einer neuen Welt; es ist alles, wie ich mir's dachte, und alles neu. Ebenso kann ich von meinen Beobachtungen, von meinen Ideen sagen. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts ganz fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.²⁹

Goethe erlebt das Ankommen in Rom wie eine Rückkehr aus der Fremde. Doch das längst Bekannte, das er jetzt erstmals mit eigenen Augen sieht, ersteht nun ganz neu vor ihm. Ebenso geht es ihm mit seinen Ideen. Das, was er innerlich lange mit sich herumgetragen hat, tritt ihm nun von außen entgegen – ganz objektiv und befreit von allen Vorurteilen. Im Hin und Her zwischen Außen und Innen vollzieht sich so eine Reinigung, Umschmelzung und Ausbildung neuer Fähigkeiten. Das Neue ist für ihn nichts Inhaltliches, kein Mehr an Wissen, sondern die Art und Weise der Betrachtung, durch die nun Wirklichkeit entsteht und erlebt wird. Dazu musste er sich nicht nur (aber auch!) äußerlich von der Peripherie – wie aus dem Exil – in ein Zentrum, in den Mittelpunkt des Weltgeschehens, das Auge des Sturmes begeben, um sich die Welt von dort aus neu zu erobern.

Hier in Rom erlebt er die aufeinander folgenden Epochen anschaulich vor sich; die Vergangenheit wird ihm durch die Gegenwart hindurch lebendig, und »so wird man ein Mitgenosse der großen Ratschlüsse des Schicksals ...«³⁰

Besonders liest sich Geschichte von hier aus ganz anders als an jedem Orte der Welt. Anderwärts liest man von außen hinein, hier glaubt man, von innen hinaus zu lesen, es lagert sich alles um uns her und geht wieder aus von uns. Und das gilt nicht allein von der römischen Geschichte, sondern von der ganzen Weltgeschichte.³¹

So fühlt er sich in Rom mitten in der Werkstatt der Welt und stößt nicht nur auf den Grund der Dinge, sondern auch auf den eigenen Grund: »Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man doch so gern tut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja, das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen,

27 IR 27.9.1786, S. 62; s.a. IR 18.10.1786, S. 103.

28 IR 1.11.1786, S. 125.

29 IR 1.11.1786, S. 126.

30 IR 7.11.1786, S. 130.

31 IR 29.12.1786, S. 153/154.

muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward.«³²

Das Erleben dieser Solidität ist verbunden mit einer tiefgreifenden Verwandlung: »Ob ich gleich noch immer derselbe bin, so mein' ich, bis aufs innerste Knochenmark verändert zu sein.«³³ In diesem Zustand tragen die alten Begriffe nicht mehr: »Man muß sozusagen wiedergeboren werden, und man sieht auf seine vorigen Begriffe wie auf Kinderschuhe zurück.«³⁴ Er opfert gewissermaßen das Erreichte, um es neu zu finden und spürt so seiner eigenen Genese nach. Wir nehmen Teil an einem inneren Umschmelzungsprozess, an einer großen Seelenarbeit mit – so hofft er – moralischen Folgen:

Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. Ich dachte wohl, hier was Rechts zu lernen; daß ich aber so weit in die Schule zurückgehen, daß ich so viel verlernen, ja durchaus umlernen müßte, dachte ich nicht. Nun bin ich aber einmal überzeugt und habe mich ganz hingegeben, und je mehr ich mich selbst verleugnen muß, desto mehr freut es mich. ... Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitem Welt gebracht hat. Ja, es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung leidet.³⁵

Es ist erstaunlich, wie Goethe ganz gezielt diese Umschmelzung seines Innersten angeht – und sie zugleich geschehen lässt. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass eine seiner ersten Entdeckungen auf diesem Weg nicht eine innere Unsicherheit, sondern das Gefühl der »Solidität« ist. Er legt seinen eigenen Wesenskern frei und gebiert sich aus diesem schrittweise neu. »Täglich werf ich eine neue Schaale ab und hoffe als ein Mensch wiederzukehren ... Ich habe in der Welt nichts zu suchen als das Gefundne, nur daß ich's genießen lerne, das ist alles warum ich mich hier noch mehr hämmern und bearbeiten lasse.«³⁶ Und trotzdem – oder gerade deswegen? – führt ihn diese Umwandlung an die Grenze von Leben und Tod – jetzt nicht durch äußere Einwirkungen wie Krankheit oder 1777 der Deckeneinsturz in einem Harzer Bergwerkstollen,³⁷ sondern von innen her:

... ich habe nur *Eine* Existenz, diese hab ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch. Komm ich leiblich und geistlich davon, überwältigt meine Natur, mein Geist, mein Glück, diese Krise, so ersetze ich dir tausendfältig was zu ersetzen ist. – Komm ich um, so komm ich um, ich war ohne dies zu nicht mehr nütze.³⁸

Vielleicht ist es bezeichnend, dass er sich über diesen Kernpunkt seiner Verwandlung, die sich »im verhangenen Allerhei-

32 IR 10.11.1786, S. 135.

33 IR 2.12.1786, S. 146.

34 IR 13.12.1786, S. 149.

35 IR 20.12.1786, S. 150.

36 An Charlotte von Stein 6.1.1787, FA 30, S. 212.

37 Vgl. Wolfgang Schad: *Goethe als Esoteriker II*, Mitt. a.d. Anthrops. Arbeit in Deutschland Nr. 213, Michaeli 2000, S. 194-206.

38 An Charlotte von Stein 20.1.1787 Abends, FA 30, S. 229f.

ligsten des Menschen«³⁹ vollzieht, in der *Italienischen Reise* aus-
schweigt.

So befindet Goethe sich zum Jahresende im südlichen Winter an einem echten Knotenpunkt, an dem sich Ausdehnung und Zusammenziehung, Vergangenheit und Gegenwart wie durchdringen, so dass auch in dieser Hinsicht eine Mittelpunktssituation entsteht. Auf diesem Wege findet er seinen eigenen Schwerpunkt: »Ja, meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere gibt; ich fürchte mich nun nicht mehr vor den Gespenstern, die so oft mit mir spielten.«⁴⁰

Und wieder erlebt er im nächtlichen Mondschein, wie ihm das Allgemeinste anschaulich wird:

Von der Schönheit, im vollen Mondschein Rom zu durchgehen, hat man, ohne es gesehen zu haben, keinen Begriff. Alles Einzelne wird von den großen Massen des Lichts und Schattens verschlungen, und nur die größten, allgemeinsten Bilder stellen sich dem Auge dar. ... Und so haben Sonne und Mond, eben wie der Menschengestalt, hier ein ganz anderes Geschäft als an anderen Orten, hier, wo ihrem Blick ungeheure und doch gebildete Massen entgegenstehen.⁴¹

»Nun kommen mir Blumen aus der Erde, die ich noch nicht kenne, und neue Blüten von den Bäumen«: Mit dem beginnenden Frühling in Rom tauchen auch die »botanischen Grillen« wieder auf, »begründen sich an allem diesen, und ich bin auf dem Wege, neue schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur, solch ein Ungeheueres, das wie nichts aussieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigste entwickelt.«⁴² Zugleich treibt ihn wieder die unerfüllte Liebe zu Charlotte von Stein um. »An dir häng ich mit allen Fasern meines Wesens. Es ist entsetzlich was mich oft Erinnerungen zerreißen. Ach liebe Lotte du weißt nicht welche Gewalt ich mir angethan habe und anthue und daß der Gedanke dich nicht zu besitzen mich doch im Grunde ... aufreibt und aufzehrt.«⁴³ – Auch dies ist Bestandteil seines Ringens um die Existenz und zeigt, wie er noch nicht in allen Bereichen zu opfern bereit ist.

Auf dieser also noch zwiespältigen Grundlage und bei aufsteigendem Licht bricht er nun wieder auf, weiter nach Süden, nach Neapel, in »eine andere Himmelsgegend« – »um noch mittägiger, noch weiter von dir zu gehen!«⁴⁴ Nach der römischen Bedeutungsschwere erlebt er hier erst wirklich den Süden in seiner Leichtigkeit und Sinnlichkeit:

39 Jean Paul, zitiert in: Rudolf Steiner: *Theosophie*, GA 4, S. 48, Dornach 1990.

40 IR 27.1.1787, S. 167.

41 IR 2.2.1787, S. 168.

42 IR 19.2.1787, S. 174f.

43 An Charlotte von Stein 21.2.1787, FA 30, S. 272.

44 An Charlotte von Stein, 21.2.1787, FA 30, S. 272.

**Eingeklemmt
zwischen Gott
und Satan**

Bei ganz rein heller Atmosphäre kamen wir Neapel näher; und nun fanden wir uns wirklich in einem andern Lande. ... Alles ist auf der Straße, sitzt in der Sonne, so lange sie scheinen will. Der Neapolitaner glaubt, im Besitz des Paradieses zu sein ...⁴⁵

... heute ward geschwelgt und die Zeit mit Anschauung der herrlichsten Gegenstände zugebracht. ... Die Ufer, Buchten und Busen des Meeres, der Vesuv, die Stadt, die Vorstädte, die Kastelle, die Lusträume! ... Ich verzieh es allen, die in Neapel von Sinnen kommen ... Ich bin nun nach meiner Art ganz stille und mache nur, wenn's gar zu toll wird, große, große Augen.⁴⁶

Doch zugleich erlebt er eine für ihn neue Art von Abgründigkeit:

Unterm reinsten Himmel der unsicherste Boden. Trümmern undenkbarer Wohlhabigkeit, zerlästert und unerfreulich [gemeint sind wohl die unter Lava und Asche verschütteten Städte Pompeji und Herculaneum]. Siedende Wasser, Schwefel aushauchende Grüfte, dem Pflanzenleben widerstrebende Schlackenberge, kahle, widerliche Räume und dann doch zuletzt eine immer üppige Vegetation, eingreifend, wo sie nur irgend vermag, sich über alles Ertötete erhebend ... Man wünscht zu denken und fühlt sich dazu zu ungeschickt. Indessen lebt der Lebendige lustig fort, woran wir es denn auch nicht fehlen ließen.⁴⁷

Drei Mal besteigt Goethe den Vesuv, diesen »mitten im Paradies aufgetürmten Höllengipfel«,⁴⁸ gelockt durch die »Kunde einer soeben ausbrechenden Lava«.⁴⁹ Und so sucht er auch – durchaus unter Lebensgefahr – die Stellen auf, wo tatsächlich etwas passiert, wo der Glutstrom zu sehen ist, der »Dampf aus tausend Ritzen« qualmt und nicht nur »glühende Luft« aus den Schlünden der »vulkanischen Essen« ausgestoßen wird: ein echter »Höllensbrudel«. – Dies ist eine noch elementarere Werkstatt, als wie er sie in Rom erlebt hat.

So erlebt er am eigenen Leib das Eingeklemmtsein des Neapolitaners »zwischen Gott und Satan«, empfindet, »wie sinneverwirrend ein ungeheurer Gegensatz sich erweise. Das Schreckliche zum Schönen, das Schöne zum Schrecklichen, beides hebt einander auf und bringt eine gleichgültige Empfindung hervor.«⁵⁰ Rom konnte er noch mit dem vorgebildeten Begriff des Klassischen fassen. Hier betritt er wirkliches Neuland und wäre vielleicht ohne das in Rom anfänglich erneuerte Fundament verloren: »Wenn man in Rom gern studieren mag, so will man hier nur leben; man vergißt sich und die Welt, und für mich ist es eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen.«⁵¹

Und noch etwas zieht ihn hinaus: »Unbegrenzter Blick über

45 IR 25.2.1787, S. 184.

46 IR 27.2.1787, S. 185f.

47 IR 1.3.1787, S. 187.

48 IR 20.3.1787, S. 216.

49 A.a.O., S. 214.

50 IR 20.3.1787, S. 216.

51 IR 16.3.1787, S. 208f.

Land, Meer und Himmel ...«,⁵² »das Gefühl von Unendlichkeit des Raums« in der »Herrlichkeit einer Vollmondnacht«.⁵³ »Die Gesellschaft fühlte sich so recht an ihrem Wohnplatz, einige meinten, es müsse ohne den Anblick des Meers doch gar nicht zu leben sein. Mir ist schon genug, daß ich das Bild in der Seele habe, und mag nun wohl gelegentlich wieder in das Bergland zurückkehren.«⁵⁴ – Das Meer, das er erstmals in der Nähe von Rom gesehen hat – »nur gleichsam zu Besuch«⁵⁵ –, erlebt er nun in einer Wirklichkeit, wie sie ihm keine Kupferstiche vermitteln konnten. Vor dieser muss er zunächst noch etwas auf Distanz gehen.

Daneben gehen seine »botanischen Aufklärungen weiter und weiter«, wie er Herder melden lässt, »es ist immer dasselbe Prinzip, aber es gehörte ein Leben dazu, um es durchzuführen. Vielleicht bin ich noch imstande, die Hauptlinien zu ziehen.«⁵⁶ – Dass »ein Leben« dazugehört, braucht man nicht nur auf die Zeitdauer zu beziehen.

Nun sind es die äußeren Verhältnisse, die Umgebung, die ihn selbst wie verwandelt erscheinen lassen: In »trunkner Selbstvergessenheit« lebt er auf unsicherstem Boden. Er ist jetzt nicht mehr nur Betrachtender, der sich von innen her umschmilzt durch Neuentdeckung des längst Bekannten. Sondern er taucht nun tatsächlich ein Stück in das, was neu auf ihn zukommt, ein: »Gestern dacht' ich: ›Entweder du warst sonst toll, oder du bist es jetzt.«⁵⁷ Für einen Moment scheint das eingangs zitierte Faust-Wort zu gelten. Doch letztlich bleibt es für ihn eine »wunderliche Empfindung«.

Goethe gerät nun in ein merkwürdiges Schwanken. »In vierzehn Tagen muß sich's entscheiden, ob ich nach Sizilien gehe. Noch nie bin ich so sonderbar in einem Entschluß hin und her gebogen worden. Heute kommt etwas, das mir die Reise anrät, morgen ein Umstand, der sie abrät. Es streiten sich zwei Geister um mich.«⁵⁸ Ist es der Zwiespalt zwischen dem Streben nach Unbegrenztheit und Weite und dem Bedürfnis nach Geborgenheit und Sicherheit, dem schon das *Bild* des Meeres in der Seele genügt?

Hat ihn bisher ein Ziel getrieben, so heißt es nun: »Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich, das uns aber so wunderbarlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden.«⁵⁹ – Hier klingt auf beinahe resignative Weise etwas an, was wir aus dem Fragment

52 Ebenda, S. 188.

53 IR 5.3.1787, S. 191.

54 IR 13.3.1787, S. 204.

55 An Charlotte von Stein, am 10.2.1787 abgegangener Brief, FA 30, S. 253.

56 IR 13.3.1787, S. 205.

57 IR 16.3.1787, S. 207.

58 IR 16.3.1787, S. 208.

59 IR 17.3.1787, S. 210.

**»Wegen Sicilien
laß ich das
Schicksal walt«**

»Natur« kennen. Noch von Rom aus schrieb er an Knebel: »Wegen Sicilien laß ich das Schicksal walten. Vorbereitet bin ich, wenn das Glück mich lockt, geh ich.«⁶⁰ Entsprechend heißt es jetzt: »Über meine sizilianische Reise halten die Götter noch die Waage in Händen; das Zünglein schlägt herüber und hinüber. ... Noch nie bin ich so unentschieden gewesen; ein Augenblick, eine Kleinigkeit mag entscheiden.«⁶¹

Schließlich gewinnt das Streben nach Weite die Oberhand: »Und nun nach allem diesem und hundertfältigem Genuß locken mich die Sirenen jenseits des Meeres, und wenn der Wind gut ist, geh' ich mit diesem Briefe zugleich ab, er nordwärts, ich südwärts. Des Menschen Sinn ist unbändig, ich besonders bedarf der Weite gar sehr.«⁶²

Von den Göttern, vom Schicksal, vom Wind und den Elementen macht er seine Reise nach Sizilien abhängig, wohin ihn schließlich doch die Sirenen locken. Offensichtlich muss er sich hier noch einmal ganz in die Welt hinein begeben, sich von ihr umschlingen lassen, sich selbst ganz zurücknehmen. Es ist, als ob sich die Entscheidung zur Überfahrt seinem eigenen Willen, seiner Verfügungsgewalt entzöge. Ein Erzwingen ist hier nicht möglich. Gleichzeitig ahnt er: Wenn ich weiter gehe, so hat das unabsehbare Folgen. Insofern steht Goethe an einem wirklichen Wendepunkt – zwischen Norden und Süden, zwischen Vor und Zurück. Die Existenz entwickelt sich, der Stängel rückt in die Länge. Eigentlich ist die Entscheidung schon gefallen. Und doch die bange Frage: Werden »die Blumen reicher und schöner hervorbrechen«? »Gewiß, es wäre besser ich käme gar nicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann.«⁶³ – Die Blüte bereitet sich zwar stufenweise vor, doch bedarf es dann noch einer Berührung von außen, damit sie tatsächlich in Erscheinung tritt.

Wenige Tage, nachdem die Entscheidung für Sizilien gefallen war, ergeht Goethe sich »still und vergnüglich« am Meer. »Da kam mir eine gute Erleuchtung über botanische Gegenstände. Herdern bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zustande bin, nur fürchte ich, daß niemand die übrige Pflanzenwelt darin wird erkennen wollen. Meine famose Lehre von den Kotyledonen ist so sublimiert, daß man schwerlich wird weiter gehen können.«⁶⁴ Die botanischen Ideen und seine bereits geleisteten Untersuchungen über die sich entwickelnde Pflanze sind ihm also unvermindert gegenwärtig, und er scheint bereits zu ahnen, dass er dicht vor einem Durchbruch steht.

60 19.2.1787, FA 30, S. 264.

61 IR 17.3.1787, S. 210.

62 IR 22.3.1787, S. 217.

63 IR 22.3.1787, S. 217.

64 IR 25.3.1787, S. 221f.

Nun ist er auch voller Erwartung auf das Kommende:

Für meine Sinnesart ist diese Reise heilsam, ja notwendig. Sizilien deutet mir nach Asien und Afrika, und auf dem wundersamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen, ist keine Kleinigkeit. [...] Eine Seereise fehlte mir ganz in meinen Begriffen; diese kleine Überfahrt, vielleicht eine Küstenumschiffung wird meiner Einbildungskraft nachhelfen und mir die Welt erweitern.⁶⁵

Am 29. März 1787, mit Sonnenuntergang, verlässt das Schiff mit Goethe und seinem Begleiter, dem jungen Zeichner Kniep, den Hafen von Neapel. Am nächsten Morgen, bei Tagesanbruch, verlor sich der Vesuv

aus unsern Augen, als Capo Minerva und Ischia noch gesehen wurden. Auch diese verloren sich gegen Abend. Die Sonne ging unter ins Meer, begleitet von Wolken und einem langen, meilenweit reichenden Streifen, alles purpurglänzende Lichter. Auch dieses Phänomen zeichnete Kniep. Nun war kein Land mehr zu sehen, der Horizont ringsum ein Wasserkreis, die Nacht hell und schöner Mondschein.

Ich hatte doch dieser herrlichen Ansichten nur Augenblicke genießen können, die Seekrankheit überfiel mich bald. Ich begab mich in meine Kammer, wählte die horizontale Lage, enthielt mich außer weißem Brot und rotem Wein aller Speisen und Getränke und fühlte mich ganz behaglich. Abgeschlossen von der äußern Welt, ließ ich die innere walten, und da eine langsame Fahrt vorauszu-sehen war, gab ich mir gleich zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum auf.⁶⁶

Um drei Uhr morgens heftiger Sturm. Im Schlaf und Halbtraum setzte ich meine dramatischen Pläne [zum »Tasso«] fort ...⁶⁷

»Nun war kein Land mehr zu sehen, der Horizont ringsum ein Wasserkreis ...« Goethe hat sich jetzt dem Meer und seiner grenzenlosen Weite wirklich ausgesetzt und erlebt etwas für ihn ganz Neues: Sein Auge, das gewohnt ist, zuzugreifen, mit einem Blick das Wesentliche zu erfassen, findet nirgends mehr Halt – abgesehen von der Horizontlinie, an der sich Wasser und Himmel begegnen und ineinander überzugehen scheinen. »Hat man sich nicht ringsum vom Meere umgeben gesehen, so hat man keinen Begriff von Welt und von seinem Verhältnis zur Welt.«, heißt es zwei Tage später.⁶⁸ Durch die Seekrankheit in einen Zustand zwischen Wachen und Träumen versetzt, verschwimmen nun auch die Grenzen zwischen außen und innen. Und mit dem Bild von »weißem Brot und rotem Wein« deutet er sicherlich nicht unbedacht (genau eine Woche vor Karfreitag)

»Hier ist der Schlüssel zu allem« – Vom Verschwinden der Mauer

65 IR 26.3.1787, S. 222.

66 IR 30.3.1787, S. 225f.

67 IR 1.4.1787, S. 227.

68 IR 3.4.1787, S. 230f.

auf die Heilige Kommunion hin, die Einverleibung von Leib und Blut Christi. Auch dies eine Aufhebung von Grenzen, doch nicht im Sinne eines sich Verlierens, sondern vielmehr der Einswerdung mit seinem eigenen Wesenskern. – » ... denn wenn irgend etwas für mich entscheidend war, so ist es diese Reise.«⁶⁹

Aus dem »Walfischbauch«⁷⁰ glücklich ans sizilianische Land gespien, ist Goethe wieder vorwiegend der Betrachtende – nun aber auf ganz andere Weise als bisher. Während Kniep für ihn Bilder zeichnet, formt er selbst alles, was er sieht, wie ein sprachliches Bild:

Mit keinen Worten ist die dunstige Klarheit auszudrücken, die um die Küsten schwebte, als wir am schönsten Nachmittage gegen Palermo anfuhrten. Die Reinheit der Konture, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde. Wer es gesehen hat, der hat es auf sein ganzes Leben. Nun versteh' ich erst die Claude Lorrains und habe Hoffnung, auch dereinst in Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen.⁷¹

Die entsprechende ›malerische‹ Beschreibung des öffentlichen Garten von Palermo, in dem er seine entscheidende Entdeckung machen wird, mündet in die Feststellung: »Man sah keine Natur mehr, sondern nur Bilder, wie sie der künstlichste Maler durch Lasieren auseinander gestuft hätte.«⁷²

Hier sind für Goethe nicht mehr wie in Rom das Einzelne und die Massen, das Allgemeine, durch den Wechsel zwischen Tag und Nacht, zwischen Sonne und Mond getrennte Dinge. Er bleibt nun im unmittelbaren Anschauen stehen. Das Einzelne verschwindet nicht, sondern verwandelt sich in der Seele, wird zum Teil eines Bildes und damit eines Ganzen. Die äußere Wirklichkeit wird durch die gestaltende Tätigkeit im Sehen zum Schein und kann sich so mit der inneren Wirklichkeit, die in gleichem Maße an Realität gewinnt, verbinden. Sinnliches und Übersinnliches verschmelzen in der schauenden Seele. Sie muss nicht mehr in ein Jenseits transzendieren oder über eine Mauer steigen, sondern macht diese selbst im Bild für Geistiges durchsichtig.

Die religiösen Zeremonien am Ostersonntag, dem 8. April 1787 (ursprünglich wollte er diesen Tag wieder in Rom verbringen), beschreibt Goethe nur beiläufig wie ein Theaterstück. Zu ›seinem‹ Ostern wird ihm ein anderes Ereignis, das ihm neun Tage später im öffentlichen Garten von Palermo widerfährt. Dort will er – angeregt durch die Erlebnisse des Irrfahrers Odysseus – seine dichterischen Pläne zur »Nausikaa« verfolgen:

69 IR 3.4.1787, S. 230.

70 IR 2.4.1787, S. 228.

71 IR 3.4.1787, S. 231.

72 IR 7.4.1787, S. 240f.

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten, allein eh' ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen. Die vielen Pflanzen, die ich sonst nur in Kübeln und Töpfen, ja die größte Zeit des Jahres nur hinter Glasfenstern zu sehen gewohnt war, stehen hier froh und frisch unter freiem Himmel, und indem sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllen, werden sie uns deutlicher. Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet wären?

Ich bemühte mich zu untersuchen, worin denn die vielen abweichenden Gestalten voneinander unterschieden seien. Und ich fand sie immer mehr ähnlich als verschieden, und wollte ich meine botanische Terminologie anbringen, so ging das wohl, aber es fruchtete nicht, es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiterhalf. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan.⁷³

Wieder eine Entgrenzung: Goethe tritt aus der inneren Traumwelt, in der er mit den antiken Helden und deren Göttern lebte, in den Weltgarten ein. Angesichts der mannigfaltigen »neuen und erneuten« Pflanzengebilde besinnt er sich auf »die alte Grille«, seine Suche nach der Urpflanze. Nachdem er bereits im Sommer 1786, noch in Weimar, von dem »Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt« gesprochen hat, wird sie ihm nun unmittelbares Erlebnis. Das Unterschiedensein der Gestalten löst sich vor seinen Augen wie auf, äußerer und innerer Blick kommen zur Deckung. Die »Urpflanze« tritt als sinnlich-übersinnliche Erscheinung vor ihn hin, wie ein Bild. In diesen Moment fließen alle Welt- und Selbsterfahrungen der vergangenen Monate mit ein: die Flucht aus dem Exil; das Üben des staunenden Schauens; die Entdeckung, dass alles Gewordene und Vollkommene sich stufenweise entwickelt hat, das Erreichen Roms, dieses Mittelpunkts der Welt, das ihm zum eigenen Schmelztiegel wird; die Neugründung seiner eigenen Existenz; das Erleben der sinnverwirrenden Gegensätze in Neapel – eingeklemmt »zwischen Gott und Satan«; die unendliche Weite des Meeres ... Ein Ereignis, auf das sich Goethe noch bis ins hohe Alter immer wieder beziehen wird.⁷⁴

73 IR 17.4.1787, S. 266f. – Wenige Tage später findet er bei Segesta seine Entdeckung bestätigt: »An frischem Fenchel bemerkte ich den Unterschied der unteren und oberen Blätter, und es ist doch nur immer dasselbe Organ, das sich aus der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit entwickelt.« (IR 20.4.1787, S. 271)
74 Siehe die Erläuterungen zum Fragment »Natur« gegenüber Kanzler Müller von 1828; Fußnote 4.

Der Identitätserfahrung im Pflanzenreich musste das Ringen um die eigene Identität vorangehen. Insofern ist die hier erfahrene Urpflanze auch nicht einfach ein spekulativer Begriff, sondern schließt diesen ganzen an sich selbst erfahrenen Prozess mit ein, wird zum Realsymbol für ein Geschehen, das ihn selbst und die sich entwickelnde Pflanze gleichermaßen betrifft. Goethe bringt diese Idee quasi durch sein eigenes Leben hervor und kann sie nun auch in der ihn umgebenden Welt entdecken. Erkenntnis wird hier zu einem Ereignis, das Subjekt und Objekt gleichermaßen erfasst. – Goethe lässt es zunächst bei diesem Ereignishaften stehen, kleidet es im Rückblick in jene lapidare, Bild werdende Schilderung⁷⁵ und enthält sich weiterhin einer allgemeinen Begrifflichkeit. Die Blüte hat sich geöffnet, eine Befruchtung ist geschehen. Nun muss die Frucht noch reifen.

In Form eines Briefes oder einer Tagebuchnotiz ist unter dem Datum 17. April 1787 nichts überliefert, was auf dieses Erlebnis hindeutet – abgesehen von einer Eintragung in seinem Ausgabenbuch: »Giardino botanico«. ⁷⁶ Lediglich vom folgenden Tag, dem 18. April, haben sich zwei Briefe erhalten. An Charlotte von Stein meldet er, »daß ich wohl und vergnügt bin und daß nun meine Reise eine Gestalt nimmt. In Neapel hätte sie zu stumpf aufgehört. Aus meinen Blättern siehst du nur einiges im Detail, vom Ganzen, von meinem Innersten und den glücklichen Folgen, die ich fühle kann und mag ich nichts sagen ... «⁷⁷ – Über das Eigentliche kann er also vorerst wieder nur schweigen. – Weiter heißt es dann ebenfalls ganz entspannt: »... und jetzt da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat was die letzte Zeit über zwischen uns stockte so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe der Treue, des Andenckens wieder fröhlich in meinem Herzen.« – Zeigen sich in dieser Läuterung der zehrenden Sehnsucht schon die ersten »moralischen Folgen«⁷⁸ seiner Wiedergeburt? Deutet sich hier bereits eine Entsagung von der Art Liebe an, wie er sie bisher bei Charlotte gesucht hat? Diesen ihm offensichtlich heiligen Brief schenkt Goethe am 16. Februar 1818, also kurz nach Erscheinen (Oktober 1817) des die Schilderungen von Neapel und Sizilien enthaltenden zweiten Bandes der »Italienischen Reise«, seinem Freund Zelter: »ein uralt Blättchen, das ich nicht verbrennen konnte, als ich alle Papiere, auf Neapel und Sicilien bezüglich, dem Feuer widmete. Es ist ein hübsches Wort auf dem Wendepuncte des ganzen Abenteuers und gibt einen Dämmerchein rückwärts und vorwärts. Ich gönne es Dir! Bewahre es fromm.«⁷⁹

75 Er wiederholt sie noch einmal vollständig im dritten Teil der IR, S. 374.

76 LA 9.A, S. 359.

77 FA 30, S. 282f.

78 IR 20.12.1786, S. 150; s.o. Fußnote 35.

79 HA 11 (IR), Anmerkungen S. 651.

Erst im Brief vom 8. Juni 1787 – Goethe ist bereits wieder in Rom – bittet er Charlotte von Stein, manches zusammenfassend:

Sage Herdern daß ich dem Geheimnis der Pflanzenzeugung und Organisation ganz nah bin und daß es das einfachste ist was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Sage ihm daß ich den Hauptpunkt wo der Keim stickt ganz klar und zweifellos entdeckt habe, daß ich alles übrige auch schon im Ganzen übersehe und nur noch einige Punkte bestimmter werden müssen. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt über welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu, kann man alsdann noch Pflanzen ins unendliche erfinden, die konsequent seyn müssen, das heißt: die, wenn sie auch nicht existiren, doch existiren könnten und nicht etwa mahlerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Nothwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige lebendige anwenden lassen.⁸⁰

Die Rückfahrt von Sizilien hat sich wieder dramatisch gestaltet: Nachdem sie Scylla und Charybdis passiert hatten, gerät das Schiff durch eine Strömung gefährlich dicht in die Nähe von Felsen. Er steigt – abermals seekrank – hinab in das Innere des Schiffes und legt sich auf die Matratze,

doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien; denn ganz deutlich schwebte mir das Bild aus Merians Kupferbibel vor Augen. Und so bewährt sich die Kraft aller sinnlich-sittlichen Eindrücke jedesmal am stärksten, wenn der Mensch ganz auf sich selbst zurückgewiesen ist. Wie lange ich so in halbem Schläfe gelegen, wüßte ich nicht zu sagen ... Nach einer kleinen Weile sprang Kniep herunter und kündigte mir an, daß man gerettet sei ...⁸¹

Durch diese Überfahrten, die beide auf ihre Weise mit einschneidenden Grenz- bzw. Entgrenzungs-Erfahrungen verbunden sind – durch die Seekrankheit jeweils in Zustände zwischen Wachen und Schlafen versetzt – wird Sizilien, »diese Königin der Inseln«,⁸² die »der Schlüssel zu allem«⁸³ ist, für Goethe tatsächlich wie herausgehoben aus allem übrigen. Es scheint ihm nicht ganz von dieser Welt zu sein, und gerade dadurch wird ihm hier alles zum Bild, zu einer gesteigerten Wirklichkeitserfahrung – ohne dass er im Sloterdijkschen Sinne in einem »Vollendungsgefühl«⁸⁴ verharret. An diesem »Wendepuncte des ganzen Abenteuers«⁸⁵ kann er sich seiner eigenen Identität versichern – und entdeckt, dass es »doch nur immer dasselbe Organ [ist], das sich aus der Einfachheit zur Mannigfaltigkeit entwickelt.«⁸⁶

Autorennotiz:

STEPHAN STOCKMAR, geb. 1956. Besuch der Freien Waldorfschule in Hamburg-Wandsbek. Studium der Biologie und Geografie in Hannover, Promotion über ein pflanzenökologisches Thema. Referent für Umweltfragen. 1990-2000 Kulturarbeit im Rudolf Steiner Haus Frankfurt a. M. Seitdem verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift DIE DREI. Veröffentlichung diverser Aufsätze, u.a. über Goethe, die Entwicklungsfrage und das Spannungsfeld von Anthroposophie und Naturwissenschaft sowie zur Kunst. – Adresse: Redaktion DIE DREI, Alt-Niederursel 45, 60439 Frankfurt, E-mail: stockmar@diedrei.org.

Im zweiten Teil in der kommenden Ausgabe geht es um Goethes Rückkehr ins Exil – zu sich selbst – und um die Metamorphose seines Sizilien-Erlebnisses in die Abhandlung »Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären« – ein wissenschaftliches Kunstwerk.

80 FA 30, S. 305. In der IR bringt Goethe diesen Inhalt bereits unter dem Datum 17.5.1787, also gleich nach der Rückkehr aus Sizilien nach Neapel: S. 323f.

81 IR 14.5.1787, S. 319f.

82 IR 3.4.1787, S. 231.

83 IR 13.4.1787, S. 252.

84 S.o. Fußnote 1.

85 An Zelter am 16.2.1818; s.o.

86 IR 20.4.1787, S. 271; s.o.